

Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Der rätselhafte Feind.

Roman von Sven Elvestad.

(Fortsetzung.)

„Woher wollen Sie aber so sicher wissen, daß diese Spuren von dem Pferde des Rittmeisters herrühren?“

„Das habe ich auf dieselbe Weise festgestellt wie Sie selbst,“ antwortete der Advokat und blinzelte den Detektiv wieder spöttisch an. „Sie müssen vorsichtiger zu Werke gehen, wenn Sie die Indizien verbergen wollen, die gegen Ihren Freund, den Herrn Rittmeister, sprechen. Eine halbe Stunde, nachdem Sie im Stall gewesen waren und die Hufe der Stute untersucht hatten, wußte ich davon, und nun war ja alles klar.“

„Mit andern Worten, der Rittmeister ist von allen Seiten mit böswilligen Spionen umgeben,“ rief Krag nicht wenig gereizt.

„Ja, er soll sich nur in acht nehmen. Das Netz um ihn zieht sich zu. Morgen früh hat er vermutlich seine Rolle ausgespielt, wenn ich als Zeuge auftrete.“

Åsbjörn Krag ergriff den Mann an seinem Krage-aufschnalag.

„Ich will Ihnen einmal etwas sagen!“ brach er los. „Es ist mir gleichgültig, was Sie morgen vor Gericht in dieser Angelegenheit vorbringen werden. Aber ich bin nun einmal fest davon überzeugt, daß der Rittmeister unschuldig ist. Und außerdem glaube ich, daß hier von verschiedenen Personen Mänke geschmiedet werden. Dieses Mänkespiel aufzudecken, wird meine erste Aufgabe sein. Und bei dieser Gelegenheit werde ich auch klarstellen, welche Rolle Sie in diesem Drama spielen. Gute Nacht, mein Herr. Sehen Sie nur Ihre Untersuchungen weiter fort.“

Der Detektiv ließ den Advokaten stehen und entfernte sich eilig. Nicht lange darauf setzte auch dieser seinen Weg fort und nahm die Richtung dem Hofe des Rittmeisters zu.

10. Kapitel.

Der Schrei.

Åsbjörn Krag ging durch die Felder und näherte sich dem großen Besitztum des Kaufmanns. Die Fenster des Hauses waren erleuchtet und schimmerten durch die zunehmende Dunkelheit.

An einer Biegung des Weges blieb er plötzlich verwundert stehen. Eine Dame kam ihm entgegen. Es war Dagny.

Krag grüßte, und Fräulein Holger nickte ihm zu.

Dagny wollte erst schweigend an ihm vorbeiziehen, aber dann war es, als bedächte sie sich.

Sie tat Åsbjörn Krag herzlich leid, denn sie sah verflört und totenblaß aus.

„Wie sonderbar, daß wir uns hier treffen,“ sagte er.

„Das war von mir auch nicht beabsichtigt,“ erwiderte

sie. „Ich nahm an, Sie seien bei ihm — bei dem Herrn Rittmeister.“

„Ich komme eben von ihm her. Darf ich mir die Frage erlauben, wo Sie herkommen, gnädiges Fräulein?“

„Ich bin ein wenig spazieren gegangen.“

Åsbjörn Krag betrachtete das Mädchen forschend.

„Haben Sie wirklich Lust, jetzt zu dieser Zeit spazieren zu gehen, wo Sie doch leicht etner peinlichen Aufmerksamkeit ausgesetzt sein könnten?“

„Nein, ich habe keine große Lust dazu.“

„Dann sind Sie also an einen bestimmten Ort gegangen?“

„Ja.“

„Haben Sie einen Feind oder einen Freund aufgesucht?“

Fräulein Holger schwieg längere Zeit. Es war deutlich zu merken, daß sie nach Fassung rang. Endlich stieß sie die Worte hervor:

„Ich hoffte, ich würde keinem Menschen begegnen. Nun ich aber doch mit Ihnen zusammengetroffen bin, habe ich eine Bitte an Sie.“

„Nur heraus damit, liebes Fräulein.“

„Versprechen Sie mir, dem Rittmeister nicht zu erzählen, daß Sie mich hier getroffen haben.“

„Das verspreche ich Ihnen. Haben Sie sonst noch eine Bitte?“

„Nein,“ antwortete sie und machte Anstalt, weiterzugehen.

„Dann möchte ich Ihnen etwas sagen. Sollten Sie sich in den nächsten Tagen einer großen Gefahr ausgesetzt sehen, so lassen Sie mich rufen.“

Dagny nickte nur und gab mit Worten keine Antwort. Aber als sie eine kleine Strecke gegangen war, wandte sie sich, um zu sehen, ob der Detektiv ihr folge. —

Krag war stehen geblieben und starrte dem jungen Mädchen nach, bis es hinter einer Wegkrümmung verschwunden war. Dann schüttelte er den Kopf und ging in der entgegengesetzten Richtung weiter.

Er fühlte sich sehr erregt von der unerwarteten Begegnung, und er hatte das bestimmte Gefühl, daß dieses Drama noch nicht zu Ende gespielt sei, daß sich im Gegenteil jede Stunde etwas Neues ereignen könnte.

Zu welchem Zweck war die junge Dame um diese Tageszeit unterwegs? Was hatte diese Geheimnistuerei zu bedeuten, mit der sie sich umgab? Der Detektiv fing an zu vermuten, daß er sich noch weit vom Kern der Sache befände. Wenn er ihr weiter nachspürte, würde er vielleicht auf noch größere Rätsel stoßen. Und wenn er sich die verwinkelten Augen der jungen Dame vorstellte, dann überkam ihn eine Ahnung, daß etwas neues Schreckliches ihrer warde oder vielleicht schon eingetroffen sei. Unter solchen Gedanken war Åsbjörn Krag beim Hause des Kaufmanns angelangt. Er trat ein und verlangte den Kaufmann zu sprechen. Dieser erschien auch sofort. Krag merkte ihm gleich eine gewisse Zurückhaltung an. Der Mann sprach ausweichend,

in langsamen Sätzen, und suchte die Sache möglichst zu umgehen. Dem Detektiv wurde schnell klar, daß die Leute der Gegend mißtrauisch gegen ihn geworden waren, weil sie meinten, er habe die Partei des Schuldigen ergriffen, der in ihren Augen niemand anders sein konnte als der Rittmeister. Es wurde ihm unheimlich zumute, wenn er an den unendlichen Schaden dachte, den solch eine vorgefaßte Volksmeinung in einem bedeutenden, schwierigen Falle anrichten kann. Gewiß würde er aus Gesprächen mit den Nachbarn seines Freundes, wie er jetzt eines anzuknüpfen versucht hatte, nicht viel herauszubringen vermögen.

Aber der Zufall, der Asbjörn Krag schon mehrfach in wunderbarer Weise zu Hilfe gekommen war, tat dies auch jetzt.

Er unterhielt sich mit dem Kaufmann in dessen Stube. Auf dem Tisch befanden sich Schreibsachen, Feder und Tintenfaß, sowie mehrere Papiere, darunter auch ein angefangener Brief. Dieser Brief fiel Asbjörn Krag in die Augen, und als er die Handschrift sah, war er so verblüfft, daß er seine Bewegung kaum zu verbergen vermochte.

Diesen Brief mußte er haben! Und er mußte ihn womöglich so in seinen Besitz bringen, daß der Kaufmann nichts davon merkte.

Nun hörte Krag anscheinend auf, den Kaufmann über den vorliegenden Fall und die darin verwickelten Personen auszufragen, und betrachtete sich statt dessen die Photographien an den Wänden mit großer Aufmerksamkeit.

Und siehe da, es währte nicht lange, da befand sich der Brief in der Tasche des Detektivs. Der Kaufmann hatte nichts gemerkt.

Nun ging Krag nach Hause. Es war inzwischen neun Uhr geworden und bereits recht dunkel. Dennoch zog der Detektiv den Brief aus der Tasche und las, was da geschrieben stand. Es war ein ganz gewöhnlicher, noch unvollendeter Geschäftsbrief, der sich um den Verkauf eines Walbes drehte. Aus dem Inhalt ging deutlich hervor, wer den Brief geschrieben haben mußte.

Außer diesem letzten Punkte bot der Inhalt für Asbjörn Krag nicht das mindeste Interesse. Die Handschrift war es allein, die sein Interesse gefangen hielt, und er zitterte vor Freude über seine Entdeckung. Das war der erste Lichtstrahl in diesem geheimnisvollen Dunkel.

Als nun Krag langsam über die Felder ging, hörte er plötzlich aus der Richtung, wo des Rittmeisters Haus stand, einen Schrei des Entsetzens.

Asbjörn Krag blieb erstarrt stehen und lauschte in die Dunkelheit hinein.

Dieser Schrei war ihm durch Mark und Bein gegangen: er kam ihm vor, wie der Hilferuf eines Menschen in höchster Not.

Anscheinend war der Schrei von der andern Seite des Gehölzes hergekommen, wo das offene Feld war, das an den Hof des Rittmeisters grenzte.

Asbjörn Krag blieb längere Zeit stehen und lauschte, ob sich der Schrei wiederholen werde. Er wartete mehrere Minuten, da aber alles still blieb, ging er entschlossen weiter und besaßte seine Schritte. Er hatte ein unbehagliches Gefühl, daß in der Nähe von des Rittmeisters Haus etwas vorgefallen sein müsse.

Krag erwartete halb und halb, das ganze Haus in Aufregung zu finden; als er aber heimkam, war alles ruhig, und die Fenster leuchteten friedlich in die Nacht hinein.

11. Kapitel.

Der Schuldige . . .

Auf dem Hofe traf Asbjörn Krag den Verwalter und ging sofort auf ihn zu.

„Ist etwas vorgefallen, Herr Verwalter?“ fragte er.

„Vorgefallen?“ verlegte der Verwalter, der sich die Frage nicht zu deuten vermochte, und schaute den Detektiv erstaunt an.

„Als ich dort auf dem Wege war, hörte ich einen Schrei,“ erklärte Krag. „Er schien von dieser Seite zu kommen.“

„Einen Schrei? Hier hat niemand geschrien, das weiß ich.“

Der Verwalter betrachtete den Detektiv mit mißtrauischen Blicken. Er war ein breitschultriger, gesehter Landmann, dem es augenscheinlich merkwürdig vorkam, was sich hier für Dinge ereigneten, seitdem ein Mann von der Polizei in dieser sonst so friedlichen Gegend angelangt war. As-

björn Krag deutete auf den Rand des Gehölzes, das einige hundert Meter vom Hause des Rittmeisters entfernt war.

„Dorthier kam der Schrei,“ sagte er. „Er hörte sich an, als ob er vom Rande des Gehölzes herkäme.“

Nun fing der Verwalter an zu lachen.

„Dann waren es die Pferde!“ rief er. „Die schreien zuweilen so, wenn es dunkel wird.“

Bei diesen Worten deutete er auf die Wiese hinaus, auf der sich mehrere dunkle Schatten hin- und herbewegten. Das waren die Pferde auf der Weide.

„Es wird wohl die wilde „Eva“ gewesen sein, die so geschrien hat,“ meinte der Verwalter.

Die Pferde! Asbjörn Krag schwieg nachdenklich. Sein Gehirn arbeitete angestrengt.

„Ist des Herrn Rittmeisters Reitpferd sehr wild?“ erkundigte er sich.

„Die „Eva“ hat ihre Zeiten,“ erwiderte der Verwalter. „Es kommt zuweilen so über sie. Ich kenne mich mit diesem Pferde nicht aus.“

Asbjörn Krag brach die Unterhaltung kurz ab.

„Dann ist es also wohl eines der Pferde gewesen,“ sagte er, nickte dem Verwalter zu und ging seines Weges. Als er einige Schritte gemacht hatte, drehte er sich um und fragte:

„Ist der Herr Rittmeister zu Bett gegangen?“

„Das weiß ich nicht.“

Die Pferde! . . . Krag überlegte. Sollte das möglich sein? Sollte er den Rotschrei eines Menschen und den Schrei eines wilden Pferdes nicht zu unterscheiden vermögen? Als Krag ins Zimmer kam, sah sein Freund am Kamin und wärmte sich; eine lange Pfeife hing ihm schlaff im Munde. Er schlummerte, wachte aber sofort auf, als die Schritte des Detektivs erklangen. Krag trat mit Absicht hart auf, um ihn zu weden. Der Rittmeister fuhr auf und starrte den Eintretenden mit schlaftrunkenen, wirren Augen an. Wie um sich zu entschuldigen, sagte er:

„Ich habe in den letzten Tagen kein Auge zugetan.“

Asbjörn Krag setzte sich an seine Seite, und seine Stimme hatte einen weichen Klang, als er sagte:

„Armer Freund!“

Der Rittmeister preßte die Lippen zusammen.

„Ich habe mich nie gern bemitleiden lassen, und ich möchte auch nicht von dir bemitleidet werden,“ sagte er.

Krag schwieg eine Weile, dann fing er an:

„Auf morgen ist wieder eine Verhandlung angesetzt. Ich halte es für wahrscheinlich, daß das Gericht den Entschluß faßt, eine Verhaftung vorzunehmen. — Das scheint dich nicht stark anzusehten?“

„Geschehe, was da wolle, ich werde die Fassung nicht verlieren,“ erwiderte der Rittmeister mit stoischer Ruhe.

(Fortsetzung folgt.)

Claire.

Skizze von Otto Dörner.

Auf dem zertretenen Rasen des Walles, der die Pariser Vorstadt Bantim von der großen Festung trennt, lagert eine müßige Schar der vom Kriege Ueberrasteten, die rücksichtslos aus aller Regelmäßigkeit herausgeworfen sind und nun außer der Gnuß der milden Septembersonne das Schauspiel genießen wollen, den Feind einzuäulen zu sehen. Man sagt, daß Paris als offene Stadt erklärt worden sei; desto besser für die Leute, die kein Vorko und kein Landhaus in den sicheren Provinzen besitzen.

Claire ist auch gekommen, heute wie gestern und alle sonnigen Tage, seit ihr geliebter Hans sie so plötzlich, so ganz ohne Abschied verlassen hat. Ober ist er nicht mehr ihr lieber Hans? Hat sie vielleicht den Viktor lieber, den lustigen Better, der Hansens Nachfolger geworden ist und der, als das Vaterland ihn gerufen, dem Mädchen geschworen hat, den deutschen Träumen und Dächern unter Millionen Feinden herauszufinden? Auf weichen von beiden wartet sie hier? Sie weiß es nicht und wischt sich die Augen, eins für Hans, das andere für Viktor.

Die Leute auf dem Walle mühen den schönen Tag und die nicht weniger schöne Freiheit, die zwar nichts einbringt, aber auch nicht viel kostet. Sie trinken den Wein aus der Flasche und essen aus dem Papier; sie fischen mit Ferngläsern den Horizont ab und machen Späße. Furcht haben sie nicht, da so viele beisammen sind.

Claire sitzt abseits und schaut ins Weite. Sie überlegt, ob ihr der Großvater mit Rat und Trost die Unruhe aus dem Herzen nehmen kann. Der alte Mann hat ihr ja auch zu Viktor geraten, als Hans nicht mehr da war; mag er nun auch weiter für die Ruhe ihres Gemüthes sorgen. Denn von dem Tage an, da sie seinen Rat befolgt und dem lustigen Better endlich Gehör ge-

schenkt hat, ist die Ururhe über sie gekommen. Sie hat ihren neuen Freund aufrichtig lieben wollen, hat aber dabei den Hans nicht vergessen können. Das ist nämlich ein lieber, guter, lombardischer Kerl gewesen, so ganz anders wie ihre Landsleute. Dem Tanzen und Trinken, vom Boulevard und vom Kino hat er nichts wissen wollen; aber den abendlichen stillen Park Monceau hat er geliebt, auf der Terrasse von St. Germain hat er stundenlang träumen können, und durch die Wälder von Montmorency ist er kreuz und quer gelaufen. Sein liebstes Ausflugsziel ist aber wohl der Friedhof Montmartre gewesen; denkt nur, ein Kirchhof! — Da hat er manchmal bei einem großen Denkmal geessen; der weiße Stein trägt den Kopf eines Mannes mit einem langen Barte, die Augen schauen sinnend, fast traurig auf ein Blumengärtchen, das den Stein umgibt, und auf dem Steine sind Worte gemeißelt, die Claire nicht versteht, deren Schönheit sie aber immer wieder gefühlt hat, wenn ihr lieber Hans sie langsam, feierlich gesprochen. Claire kann sie sogar ein wenig nachsprechen, so aufmerksam ist sie dabei gewesen, und indem ihr das alles wieder durch den Sinn geht, kommt es leise, flüsternd, unbeholfen von ihren Lippen:

Wo wird einst des Wandermüden letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden? Unter Linden an dem Rhein?

Ja, diese geheimnisvollen, sanft gleitenden Verse hat der Träumer Hans in mancher stillen Stunde ihr ins kleine Ohr geflüstert, und wenn sie daran denkt, daß dieser gute, weiche, seltene Mensch nun Soldat ist, daß er Säbel und Pike handhaben und blutige Wunden schlagen soll, so muß sie bei aller Traurigkeit und Sehnsucht ein wenig in sich hineinfichern. Ach was! Das Trauern und Sehnen gilt auch gar nicht dem Hans; der ist ja ein Breche, ein Feind, ein Verräter, ein Feigling, der nicht einmal Abschied von ihr genommen, der sich wie ein Dieb in der Nacht fortgeschlichen hat, der sicher nicht mehr an sie denkt. Da ist der Vetter Viktor doch ein anderer Kerl. Wie verwegen sieht dem das Käppi auf dem Krauskopf, wie hat er so schön, so würdig, so stolz von der Soldatenpflicht, von der Liebe zum Vaterlande gesprochen; mit welcher Berechnung hat er ihr beim Abschied Treue bis in den Tod gelobt, und ein Wiedersehen in vier Wochen, eine feierliche Hochzeit in Aussicht gestellt. Ja, der Viktor ist aus anderem Holz geschnitten wie Hans. Und doch! Wenn sie an den zurückdenkt, wenn sie vergißt, was er jetzt ist und tut, — ach! wenn sie ihn doch noch einmal so haben könnte wie in den süßen Sommerabendstunden, im Park, im Walde, auf dem Friedhofe, oder im gemütlichen Zimmer hoch oben im finstern Stock, bei Tee, kleinen Kuchen, Singen und Mandolinenspiel.

Han hilft alles nichts mehr. Sie muß zum Großvater und sich die dünnen Gedanken vom Herzen schwächen, und er muß dafür sorgen, daß sie nicht mehr wiederkehren.

Der Großvater ist gütig, klug und so alt, daß er in allen Lagen des Lebens und der Liebe gründlich Bescheid weiß. Er streichelt seinem Enkelkinde die schmalen Backen, setzt ihm ein Gläschen Kirchwasser vor und nicht zu allem, was es sagt und sagt. Aber guter Rat ist teuer. Als Claire mit einem tiefen Seufzer geendet, sitzt der alte Mann da, den weißen Kopf auf die Brust gesenkt und sagt kein Wort. Jetzt nickt er sogar nicht mehr, so daß Claire ihn schüttelt und unwillig anfährt: „Ich glaube, du schläfst, Großvater!“ „Nein, mein Kind, wenn ich schläfe, so schwarze ich ein bißchen. Du hast mich doch nicht schwarzen hören?“ Dem Mädchen kommen die Tränen vor Verzweiflung ob solcher Gleichgültigkeit. „Hast du denn gehört, was ich gesagt habe, Großvater?“ „Vollkommen, mein Töchterchen.“ „Und du kannst mir gar nicht helfen?“ „Bleibst, mein Bäckchen, ich will darüber nachdenken.“

Claire steht auf, mit einem bösen Mund und düsteren Augen. Sie seht nicht einmal das Gläschen Kirchwasser, bietet dem Alten nicht wie sonst die Backen zum küssigen Kusse; sie zieht ihm den Bart, aus auerzogener Härlichkeit, mehr aber aus Kummer, und sagt: „Jetzt kannst du warten, bis ich dich wieder besuche.“

Tamit geht sie und wandert zurück nach Bantim, bekümmert, verdrüßlich und zornig gegen das Mannsvolk, gegen die Jungen und die Alten. An besten ist es wohl, wenn sie in den Kanal springt, um dem Großvater, dem Viktor und dem Hans ein recht großes Leid anzutun. Aber nein! Ein größeres Leid wird es für die sein, wenn sie sich einen neuen Freund sucht, und daß sie den finden wird, gleich morgen auf dem Wall unter den vielen jungen Purtschen, die da lachend und scherzend nach dem Feind ausschauen, dessen ist sie — nach einem herausfordernden Blick in das Spiegelglas des nächsten Kutschens — gewiß wie immer.

Der Großvater aber hat sich an den Tisch gesetzt, hat Tinte, Feder und Papier genommen und einen langen Feldpostbrief an den Viktor geschrieben.

Reichlich vier Wochen sind verfloßen, da hat Claire dem alten Manne wieder einen Besuch gemacht. Doch wie ist sie da vergnügt gewesen! Wie hat sie den Großvater herzlich umarmt und mit welcher Geheimnistuerei hat sie ihm einen Brief von Viktor zu lesen gegeben. Nicht alle Stellen, Gott bewahre! — denn das meiste, was ihr der lustige Vetter geschrieben, schickt sich nicht für alle Leute. Aber da, wo es heißt, daß die ganze feindliche Armee besiegt, gefangen, getötet ist, darunter auch — leider — der Hans, der Träumer, der Arme, das darf der Großvater lesen. „Und mir gehöre ich mir noch Viktor, brauche mir wegen Hans keine Gedanken mehr zu machen, da er ja tot ist, nicht wahr, Großvater? Es ist

ja auch schon so lange her, weiß kaum noch, wie es mit ihm war, habe ihn fast vergessen.“

Der Großvater nickt zustimmend, lächelt wie ein Schalk, dem ein guter Spaß gelungen ist, und schenkt seinem Enkelkinde ein Gläschen Kirchwasser ein.

Das weiße Korn.

Nachdem Roggen und Gerste wohl in allen Gauen unseres Vaterlandes glücklich unter Dachs und Fuch gebracht worden sind, ist jetzt überall die Weizenernte in vollem Gange. Der gotische Name des Weizens *hyaitris* bedeutet so viel wie das weiße Korn. In verschiedenen deutschen Mundarten wird heute noch der Weizen als Weizen bezeichnet, so in der schweizerischen, oberösterreichischen, elbsassischen, oberhessischen, wettarischen und lungenburgischen Mundart. Die Gerste war die älteste in Mitteleuropa bekannte Getreideart, nach ihr machte man die Bekanntschaft mit dem Weizen und dann erst mit dem Roggen. Da die Gerste ein dunkles Mehl ergibt, so wurde also der Weizen im Gegensatz zu ihr als das weiße Korn bezeichnet. Auch die Körner des Weizens zeichnen sich ja durch eine hellere Farbe gegenüber den übrigen Getreidearten aus. Als die Heimat dieser feinsten Getreideart sieht man nach den Ergebnissen der neuesten Forschungen die Euphratländer an. Von hier aus wanderte der Weizen mit den Kulturvölkern nach Westen. In den ältesten Urkunden jener Völker wird er bereits als Weizenfrucht erwähnt. Im ersten Buch Moses (18, 6) lesen wir: „Abraham eilte in die Hütte zu Sarah (als die drei Männer bei ihm angelehrt waren) und sprach: „Gib und mache drei Maß Semmelmehl, kuche und backe Kuchen.“ Mit dem „Semmelmehl“ in der Uebersetzung Martin Luthers ist Weizenmehl gemeint. Die Chinesen kannten den Weizen schon 3000 p. Chr., sie bauen ihn heute vorwiegend als Gartenbaufrucht an. Nach dem von ihnen geübten Verfahren besetzt sich jede Wurzel viel reichlicher als bei uns, weiß also weit mehr Aehren auf als in unserer altberühmten Feldbau. Da mithin die Ernte reicher ausfällt und weniger Korn zur Aussaat erfordert wird, würde es sich, so schreibt uns ein Mitarbeiter, empfehlen, dies chinesische Verfahren, das keine besonders große Mühe erfordert, auch bei uns zur Einführung zu bringen. Die Laubkolonisten, die Besitzer oder Pächter kleiner Ackerparzellen usw. könnten sich auf diese Weise einen Teil ihres Bedarfs an Brotfrucht selbst anbauen. In den alten Mumiensärgen Ägyptens ist uns sogar Weizen aus der allerältesten Kulturperiode Ägyptens bis in unsere Tage aufbewahrt worden. Die immer noch wiederkehrenden Behauptungen, daß man solchen Weizen zum Keimen und Blühen gebracht habe, sind selbstverständlich unrichtig. Es steht fest, daß der Pariser Gärtner, dem dortige Altersforscher die Körner des Mumiensweizens in Kultur gegeben hatten, den leidiglichen Pariser Gelehrten einen Streich gespielt hat. Seit her aber wurde das Märchen von dem keimfähigen gebliebenen Mumiensweizen in die Welt hinausposaunt. Bei den Ägyptern, Griechen und Römern war der Weizen die vorzüglichste Getreideart. Statt des bei uns gewöhnlichen Hafers bekamen die Pferde im alten Griechenland Gerste als Futter; reiche Soldaten aber gaben, wie wir aus Homer erfahren, auch Weizen. So ruft im 2. Gesang des Ilias Dektor aus: „Wohlauf, ihr meine Rosse, zeigt euch dankbar für die gute Pflege, die euch Andromache hat angedeihen lassen, indem sie euch blühlichen Weizen und Wein vorsetzt, so oft ihr nach Futter und Trank verlangt.“ Auch die schnellflüchtigen Rosse des Diomedes erhielten, wie aus dem 10. Gesange zu erfahren ist, den lieblich schmeckenden Weizen als Futter. In den Mittelmeerländern reicht der Weizen als eine uralte Kulturpflanze und als eines der Hauptgetreide der frühesten historischen Zeiten bis zur Bronzezeit Kleinasiens (Troja), Italiens und Spaniens, bis zum Neolithikum in Ägypten, den Pfahlbauten und Terramaren Italiens zurück. Früher nahm man bei uns allgemain an, daß der Weizenbau erst unter römischer Einflüsse nach Mitteleuropa gekommen sei. Diese Ansicht ist durch die Ergebnisse der neuesten prähistorischen Forschung gründlich widerlegt worden. Das beweisen Funde, die bis in die ältere Steinzeit zurückreichen, in Schulpforten auf Renteigeweiß in der Höhle des Epistologues bei Lourdes und Bruniquel. Ueberaus häufig sind ferner Körnerfunde von neolithischen Perioden ab im mittleren und nördlichen Europa. U. a. haben auch die Pfahlbauten des Bodensees zu Wangen eine reiche Ausbeute von Weizen und Gerste geliefert, und in den ostdeutschen Leichenfeldern zwischen Elbe und Weichsel ist ebenfalls eine nicht unbedeutende Menge gerösteten Weizens zutage gefördert worden.

Vermischtes.

* *Ver schwundene Bänder.* „Wieviel haben Sie abgenommen.“ Das ist die Frage des Tages. Man fragt einander sein Leid, spricht von 10 oder 20 Kilo — auf etwas mehr oder weniger kommt es nicht an —, aber wenn man durch die Kriegsernährung wirklich seinen Bauch verloren hat, ist man bei sich in der Regel dieser Tatsache froh. Man fühlt sich ohne das lästige Fett viel wohler und gesteht sich, daß der Krieg in dieser Beziehung als „Marienbad-Eriak“ gewirkt habe. Die verschwundenen Bänder, um die es sich dabei handelt, sind zuweilen recht stattlich gewesen. So merkwürdig es nun scheint, auch das Gebiet des Bauchfetts ist bereits Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gewesen.

Ein Arzt, Dr. Gustav Deder, dessen Sonderfach die Heilung durch zweckmäßige Ernährung ist, hat länger als ein Jahrzehnt den menschlichen Bauchspeck gemessen und die Ergebnisse seiner Untersuchungen verschiedentlich mitgeteilt. Die meisten Menschen werden keine rechte Vorstellung davon haben, was für Fettmassen ein wirklich bauchbehafteter Mensch mit sich herumträgt: Unter 877 Werten, die nach laudäufiger Meinung als „fett“ anzuspochen sind, hatten nur 43 auf dem Bauche eine Speckschicht von weniger als 3 Zentimeter Dicke, bei allen übrigen war sie über 3 Zentimeter dick, bei vielen doppelt so stark und darüber, und die fettigste Speckschicht maß nicht weniger als 9,5 Zentimeter! Durchschnittlich mißt also die Speckschicht eines fetten Bauchs 4,4 Zentimeter oder ein wenig drüber, und um das Verhältnis zur Körperlänge und zum Körpergewichte zu veranschaulichen, seien ein paar Zahlen hergesetzt: eine Dame von der natürlichen Höhe von 173 Zentimetern, die mit einem Körpergewichte von 92 Kilogramm als fett zu bezeichnen war, hatte einen Speckpanzer von 4,4 Zentimeter am Bauche, und genau so dick war der Bauchspeck bei einem fetten Herrn von 182 Zentimeter, der 106 Kilogramm wog. Wie nun ein solcher Speckbauch verschwindet, hat Dr. Deder an dem Beispiele eines außerordentlich fetten Herrn gezeigt, der zuerst nicht weniger als 134,7 Kilogramm wog. Der Bauchspeck hatte damals eine Dicke von 8,2 Zentimetern. Nach einiger Zeit wog der Herr noch 116,4 Kilogramm, hatte also 18,3 Kilogramm abgenommen. Gleichzeitig war der Bauchspeck auf eine Dicke von 6 Zentimeter gesunken; an den übrigen Stellen rund einen Zentner, genau 49,5 Kilogramm, abgenommen hatte, war die Speckschicht entsprechend geschwunden, am Unterarm und Hals betrug sie damals noch 1,69 Zentimeter, am Nacken 3,1 Zentimeter. Nach weiterer Abnahme auf 103,6 Kilogramm maß der Bauchspeck 4,5 Zentimeter; als der fette Herr auf 99,1 Kilogramm „abgemagert“ war, betrug die Dicke des Bauchspeckes noch immer 4,15 Zentimeter, und als er endlich nur noch 85,2 Kilogramm wog und keinen Anspruch mehr auf die Bezeichnung fett erheben durfte, war der Bauchspeck 2,6 Zentimeter dick. Der fette war also dadurch zu einem „Normalen“ geworden, daß er und fast die ganze Abnahme des Körpergewichtes war nach den Messungen Abnahme des Fettes, hauptsächlich am Bauche. Man kann aus diesem einen Beispiele folgern, daß alle die Leute, die während des Krieges und durch die Kriegsernährung ihre Waage eingebüßt haben — sofern es sich um sonst gesunde Menschen handelt —, noch immer eine Speckschicht von 2–3 Zentimeter am Bauche tragen, selbst wenn sie zehn, zwanzig oder mehr Kilogramm abgenommen haben, denn 2–3 Zentimeter Bauchspeck ist das Normale. Nach dies hat Dr. Deder durch Messungen festgestellt: bei 607 Gemessenen hatten 51 weniger als 2 Zentimeter dicken Bauchspeck, nur 8 mehr als 4 Zentimeter und rund 400 ein Fettdickes von 2 bis 3 Zentimeter. Aber selbst wenn ein solcher „Normaler“ sein Bäuchlein verliert, so daß er wirklich als mager zu bezeichnen ist, eine nicht unerhebliche Speckmenge bleibt ihm dennoch: 1,1 Zentimeter ist die durchschnittliche Dicke des Bauchspeckes, die Dr. Deder an einer größeren Anzahl von ausgesprochen Mageren ermittelt hat.

Der heilige Bureaucratismus in England. Unter dem Titel „Geschäfte, wie sie nicht gemacht werden sollen“ wendet die „Daily Mail“ sich sehr energisch gegen die fortschreitende Bürokratisierung in den englischen Kriegsamtern. Der Leiter einer solchen Abteilung, schreibt das Blatt, erklärt uns, auf welche Weise die Korrespondenz erledigt wird: „Jedes bei uns einreichende Schreiben wird unterschiedslos auf dieselbe Weise behandelt, selbst wenn es nichts weiter als die Ankündigung eines innerhalb weniger Stunden zu erwartenden Besuches enthält. Zuerst kommt es in die Abteilung, wo die Briefe geöffnet werden und man aus jedem Schreiben einen Auszug aus den wichtigsten Punkten zusammenstellt. Dieser Auszug wird überreicht, dem Original angeheftet, und beide Dokumente erhalten eine Nummer und kommen dann in ein Fach, wo sie eben warten müssen, bis ihre Stunde geschlagen hat. Wenn all dies erledigt ist, werden die Briefe in Körben zum Verteilungsfach gebracht. Hier ordnet man sie wieder in Würbe für die einzelnen Unterabteilungen, und dann läuft in bestimmten Zeitabständen ein Schreiber umher, um den einzelnen Beamten die Post zuzustellen. Wenn z. B. Herr Brown in einem Brief mitteilte, daß er um 11 Uhr morgens erscheinen wolle und um diese Zeit der betreffende Beamte nicht anwesend war, wird man ihm nach ungefähr 5 Jahren nachweisen können, daß er allein an der ganzen Sache die Schuld trägt. Denn die Briefe werden natürlich, nachdem sie endlich von den Adressaten gelesen wurden, nicht fortgeworfen, sondern wandern wieder einen umständlichen Weg zurück, um in eine besondere Abteilung zu gelangen, wo man sie bis zum Ende aller Zeiten anzubehalten gedenkt.“

Englische Lügen. In einem der neuesten Hefte des „Bundes für alle“ (Union, Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart) lesen wir: Warum England alles aufbot, um Rußland mit in den Weltkrieg zu heben, hat seine guten Gründe: der russ. Kolos konnte ihm eines Tages in Indien un bequem werden. Wie heute ein ganzes Heer von Lug und Trug dazu helfen soll, uns in der ganzen Welt verhasst zu machen, so versuchte man es in London mit Lügen über Rußland, die auf die Leichtgläubigkeit der Indianer berechnet waren. Im Jahre 1888 fand sich in der russischen Zeitung „Kiewskoje

Slowo“ folgende Nachricht: Die Engländer drücken ganze Bücher über Rußland, um die Hindus zu der Ansicht zu bringen, daß die Russen ganz wenig über den Tieren stehen. Ein englischer Verfasser schreibt geradezu: „Die Russen trinken reinen Spiritus und essen rohen Schweinefleisch. Sie haben rote Augen und ungeheure Zähne. Ihre Kleider sind Tierfelle.“ So schilt der Dritte die Einwohner der Städte. Nach seinen Worten „geben die russischen Bauern auf allen Tieren. Die wildesten und grimmigsten von ihnen kommen jährlich zur Armee, und da ihr Rasbi — der Herr — gar kein Geld hat, so läßt ihnen erlaubt, jedes neuerebete Land völlig auszulöschen.“

Büchertisch.

- Ede, G. „Unsere Vöden.“ Ein Wschiedsgruß. Erweiteter Sonderdruck aus dem „Reichsboten“. Mit Titelbild, hübsch gebettet. Preis 0,80 Mark.
- Edwin Emerson, Mit den deutschen Heeren. Kriegserichte eines Amerikaners 1914–1915. Mit Bildnis und Familiens-Brief des Verfassers, sechs Schlachtplänen und sechs Ueberblickskarten. 224 S. 8°. München 1917, Franz Hanfstaengl. Preis 2 Mark.
- Das literarische Echo. Halbmonatsschrift für Literaturfreunde. Verlag: Egon Fleischel & Co., Berlin W. 9. Das 1. Septemberheft ist soeben mit folgendem Inhalt erschienen: Hans Frank: Der Kampf ums Theater; Friedrich Pirth: Seine und Börne; S. Kubianski: Nikolai Leslow; Rudolf Fürst: Frauenbücher. — Echo der Zeitungen — Echo der Zeitschriften — Notizen — Nachrichten — Der Büchermarkt.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Brombeerkalkschale. Die Rindhäute, die bei Bereitung des Brombeersaftes verbleiben, werden mit soviel Wasser übergossen, als man Suppe haben will, ausgekocht und durchgeschlagen. Dann kocht man die Suppe mit etwas kaltem Jint, streut den vorher eingeweichten Sago (auf die Person einen knappen Schloß) hinein und läßt ihn weich kochen. Dazu Fischweilöschchen oder Zwiebelad.

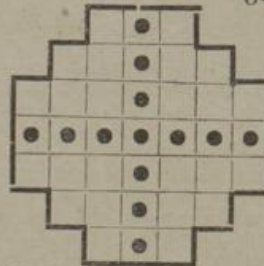
„Rote Grütze“ von Brombeersaft, halb mit Wasser verdünnt, dazu Zucker, mit Gries, Sago, Matsmehl oder Stärke vermischt, auf 1 Liter Flüssigkeit 100 Gramm gerechnet.

Graupenbratlinge. 200 Gramm gemahlene Graupen, 200 Gramm frische Pilze, 1 Ei, Zwiebel, Salz, Fett. Die eingeweichten, in der Kochflühe dick ausgezollenen Graupen mischt man mit den feingehackten Pilzen, die mit gehackter Zwiebel in Fett gedämpft wurden, gibt Ei, Salz und wenn die Masse noch nicht fest genug ist, 1–2 Löffel geriebenes Brot hinzu. Nach dem Erkalten formen und braten. Nimmt man weniger Pilze, so karot man feingewiegte Kräuter daran tun.

Tomatenauflauf. Reichlich 1 Pfund Tomaten werden in etwas Butter oder Fett gedämpft und durch ein Sieb gegeben, die abgekochten, durchgedrehten Kartoffeln damit vermischt, in Backform gefüllt, mit Käse und Reibbrot bestreut und 40 Minuten gebacken.

Pilzknudeln. Die Pilze werden mit Butter und Salz gedämpft, die Knudeln gekocht, am besten werden sie in der Kochflühe. Mit zerquilltem Eiweiß und Eßessenz vermischt, gefüllt in eine Backform und $\frac{1}{2}$ Stunde gebacken, mit Butter oder Speckhäkchen belegt.

Füllkästel.



1. Körperteil
2. Kleidungsstück
3. bekanntes Bab
4. edles Getränk
5. Ertrichungsort
6. Singvogel
7. Nebenfluß der Donau

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAA, C, EEEEE, G, H, IIII, K, L, MM, NNNN, OO, RR, SSSS, TTT, W, derart einzutragen, daß die mittelfste waagerechte und senkrechte Reihe gleichlautend ist und die waagerechten Reihen Wörter von der beliebigen Bedeutung ergeben.

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung des magischen Dreiecks in voriger Nummer:

H
M a i
L i n d e
F i n s c h e